

AB 57

Das Christentum und die anderen Religionen

Bildauswahl und Text
von Professor D. Dr. Leipoldt, Leipzig

Filmdienst-Verlag, Dresden-A.

Einleitung.

Für uns ist es heute eine Selbstverständlichkeit, daß die christliche Kirche weiteste Volkskreise umspannt und draußen im Heidenlande eifrig Anhänger wirbt. Es hat aber langer, schwerer Mühen bedurft, ehe diese Stellung des Christentums erworben und gesichert war. Aus winzigen, unscheinbaren Anfängen ging die Kirche hervor: so klein waren die ersten Christengemeinden, daß die damaligen Geschichtsschreiber es nicht nötig fanden, von ihnen Kenntnis zu nehmen; sie wußten vielleicht gar nicht, daß es solche Gemeinden gab. Je genauer wir die Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit kennen lernen (das ist die Zeit, in der das Christentum groß ward), desto wunderbarer erscheint uns das Großwerden unserer Religion. Paulus und die anderen Wanderprediger, die das Christentum unter den Heiden verkündigten, hatten es mit einer starken Konkurrenz zu tun. Die Zeit war nicht ungläubig, sondern hatte Sehnsucht nach wahrer Frömmigkeit. So hatten sich die Sendboten der verschiedensten Religionen aufgemacht, um der griechisch-römischen Welt ihre eigenen Götter zu verkündigen. In den Weltstädten, wie Korinth und Rom, konnte man zahlgeschorene ägyptische Priester predigen hören, die ihre Götter Osiris und Isis verkündigten; Bettelpfaffen der syrischen Göttin und ihres Geliebten Adonis; die sog. Gallen, Vertreter der phrygischen Religion, die vor allem der Göttermutter Kybele und dem Attis galt. Dazu ward überall, wo römische Legionssoldaten hinkamen, in den Mittelpunkt des Verkehrs wie in den einsamen Kastellen an der Reichsgrenze, der persische Soldatengott Mithra verehrt. Auch das Judentum war auf dem Wege zu einer Weltreligion. All diese Religionen trieben Mission in dem weiten Römerreiche. Dabei waren von den alten Religionen noch verschiedene außerordentlich lebendig. Die altheiligen Mythen von Eleusis blühten immer noch. Der griechische Heilgott Asklepios fand gerade in der Kaiserzeit neue Scharen von Ver-

ehrn. Und die große Menge von Bildwerken der alten Welt, die in den Kreis des Dionysos hineingehören, lehrt uns, daß auch der Kult dieses Gottes alles eher als tot war. Wie kam es, daß unter den vielen Religionen sich gerade das Christentum durchsetzte? Die Frage entscheidet sich sehr einfach für den Glauben, der das Christentum als Wahrheit erlebt hat. Aber die Wirklichkeit eines solchen Erlebnisses kann man dem nicht beweisen, der das Erlebnis nicht kennt. So hat auch ein anderer Weg zur Beantwortung der gestellten Frage seinen Wert: der Weg der vergleichenden Religionsgeschichte. Wir versuchen ihn heute zu beschreiten, indem wir uns Denkmäler der Religionen anschauen, die im Wettbewerbe mit dem Christentum unterlegen sind. Art und Schranke dieser Religionen wird uns dabei deutlich werden.

1. Bild. Das Judentum.

Wenn wir uns diese Aufgabe stellen, so begegnen uns gewisse Schwierigkeiten bei der jüdischen Religion. Die Zahl der Denkmäler, die sich aus altjüdischer Zeit erhalten haben, ist nicht sonderlich groß. Die Juden haben selbst dafür gesorgt, daß hier nicht zu viel dasein kann: Bilder von Menschen herzustellen, galt ihnen als unerlaubt; denn der Mensch ist Gottes Ebenbild, und von Gott darf man sich kein Bild machen. Dazu kommt, daß der Jerusalemer Tempel, der geistige Mittelpunkt der jüdischen Religion, im Jahre 70 nach Chr. von Titus gar zu gründlich zerstört wurde.

2. Bild. Immerhin ist schon ein Bild auf den Tempelplatz, wie er sich heute darbietet, außerordentlich lehrreich. Sie sehen hier eine Flugzeugaufnahme von Jerusalem vor sich; das Flugzeug stand ungefähr über dem Kidrontale, also ein wenig östlich von Jerusalem. Der größte Teil des Bildes wird von den Häusermassen des heutigen Jerusalems eingenommen; der weiße Turm der Erlöserkirche ragt nahe dem oberen Rande empor. Aber das ist ein modernes Gebäude. Von den alten heiligen Stätten fällt nur eine unmittelbar auf: der große weite Tempelplatz am unteren Bildrande mit der kuppelförmigen Omar-moschee. Natürlich auch das ein Gebäude der nachjüdischen Zeit. Aber der heilige Platz als solcher ist alt, und nach allem, was wir von dem jüdischen Jerusalem wissen, kann sein Gesamteindruck nicht viel anders gewesen sein: ein großes Gewirr enger Straßen und winziger Häuser, und

dazwischen ein weiter Platz und ein Riesengebäude, das Ganze von Säulenhallen umgeben, wie heute der Platz um die Omar-moschee: das war der jüdische Tempel. Er war das Wahrzeichen der heiligen Stadt, das einzige, das dieser Stadt auf den unwirtlichen Höhen Judäas Bedeutung für die Welt gab. Das Judentum ging ganz auf in seinem Kultus, seinem Opferdienste, seinem Priestertume.

3. Bild. Bestätigt wird uns dieser Schluß durch einen unverdächtigen Zeugen aus alter Zeit. Als Titus Jerusalem genommen hatte, wurde als Triumphdenkmal der Titusbogen in Rom errichtet. Er bietet unter anderem eine Darstellung von der siegreichen Heimkehr des Titus: das vor Ihnen sichtbare Relief zeigt, wie in diesem Zuge auch wichtige Beutestücke mitgeführt werden. Der Zug tritt eben (rechts) in einen Torbogen ein. Soweit er sichtbar ist, wird er durch drei hochgetragene Schilder eingeteilt, auf denen offenbar die Beutestücke verzeichnet waren, die zunächst folgen (rechts, Mitte und links). Von den Beutestücken selbst erkennen wir auf der rechten Bildhälfte den Schaubrottisch, auf dem ein kleines Räuchergefäß steht; zwischen den Beinen des Tisches sind zwei Posaunen befestigt. Auf der linken Bildhälfte bemerken wir die bekannte Darstellung des siebenarmigen Leuchters, die genaueste dieser Art, die sich aus alter Zeit erhalten hat. Sieben (wie wir wissen drehbare) Arme (die man auf die sieben Planeten der antiken Astronomie deutete) erheben sich aus einem schweren sechseckigen Fuße. Sie trugen (wie uns jüdische Goldgläser aus späterer Zeit zeigen) nicht etwa Kerzen, sondern kleine Öllämpchen, sodaß die Lichtflamme dicht über dem oberen Ende jedes Armes saß; so wird in der Tat der Leuchter künstlerisch zur besten Wirkung gebracht. Die Hauptsache ist: Titus hat natürlich aus seiner ungeheuer reichen Beute gerade diese Stücke ausgewählt, weil er sie für besonders charakteristisch hielt. Er war der Meinung, daß der Tempel durchaus der Mittelpunkt des jüdischen Lebens war: so ließ er Stücke der Tempelausstattung an hervorragender Stelle auf seinem Triumphbogen abbilden.

4. Bild. Allerdings lebten viele Juden so weit vom Tempel entfernt, daß er in ihrer Frömmigkeit nur eine geringe Rolle spielen konnte, und nach der Zerstörung Jerusalems gab es überhaupt keinen jüdischen Tempel mehr. So gewinnen wir ein volles Bild von der jüdischen Art erst, wenn wir auch die Synagogen beachten, d. h. die jüdischen Lehrhäuser, die es allenthalben gab, wo Juden in genügender

Anzahl beisammen saßen: in Jerusalem, im übrigen Palästina, in der Zerstreuung. Daß wir von diesen alten Synagogen noch etwas wissen, danken wir vor allem der Arbeit der beiden deutschen Forscher Kohl und Wähinger, die, vor dem Weltkrieg, im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft die Synagogenruinen Galiläas aufnahmen. Nach ihrem Wiederherstellungsversuche (in dem Werke: Antike Synagogen in Galiläa 1916) ist dies Bild gemacht, das Sie vor sich sehen: es erlaubt uns, einen Blick zu tun in die Synagoge von Kapernaum. Nicht in die Synagoge der Zeit Jesu, sondern in ein Bauwerk, das etwa um 200 nach Chr. entstanden ist; aber es läßt sich zeigen, daß die Synagoge, die Jesus vorfand, grundsätzlich nicht viel anders eingerichtet gewesen sein kann. Das Ganze ist im Stile der griechisch-römischen Basilika gehalten (die ja auch für die ältesten christlichen Kirchen das Vorbild abgegeben hat). Ein Säulenhof ist vor das Ganze gelegt. Eine Empore, die durch eine besondere Treppe von außen erreicht werden kann, ermöglicht die von den Juden geforderte Trennung der Geschlechter (die bekanntlich auch im jerusalemischen Tempel vorgesehen war): die Frauen wurden (wie dann auch in den Kirchen des griechischen Mittelalters) auf die Empore verwiesen. Aber das sind mehr oder minder Neuzuschöpfungen. Die Hauptsache ist: die Synagoge ist nach Jerusalem zu orientiert (d. h. sie ist so angelegt, daß die in ihr Versammelten nach Jerusalem zu blicken müssen); insbesondere gibt das große runde Fenster, das auf unserem Bilde zu sehen ist, die Richtung nach Jerusalem an. Betont wird diese Orientierung dadurch, daß in der Richtung nach Jerusalem der Toraschrein angebracht ist (auf unserem Bilde unter dem erwähnten runden Fenster zu sehen); also der Schrein, in dem man den kostbarsten Besitz einer Synagoge verwahrt, die Gesetzbücher.

5. Bild. In der Synagoge von Kapernaum hat sich von dem Toraschreine so viel erhalten, daß man die ganze Art seiner Konstruktion einigermaßen beurteilen kann. Er war hier aus Stein gemeißelt, aus demselben weißen Kalkstein, der der ganzen Synagoge ein so leuchtendes Aussehen gibt. Einige Stufen erhob er sich über dem Fußboden. Prächtige Säulen, von muschelähnlichen Bögen überspannt, darüber ein dreieckiges Giebsfeld gaben dem Toraschreine das Aussehen eines kleinen Tempels. So wird dieser Schrein (der architektonisch etwa die Stelle des Altars in den christlichen Kirchen einnimmt) durchaus als der Mittelpunkt der Synagoge angesehen werden müssen.

6. Bild. Noch deutlicher wird uns das, wenn wir die Darstellungen des Toraschreins vergleichen, die sich auf jüdischen Goldgläsern und Grabsteinen finden. Hier die Abbildung einer Goldglasdarstellung. Der Toraschrein ist deutlich als solcher zu erkennen; er erscheint auch hier, wie in Kapernaum, als ein Miniaturtempel; in ihm sieht man die Torarollen liegen. Neu ist uns, daß neben oder vor ihm siebenarmige Leuchter auftauchen, nebst anderen Verzierungen. Man hat also den Toraschrein auch mit metallenen und holzgeschnittenen Schmuckwerken umgeben, die nach Lage der Dinge bei den Ausgrabungen natürlich nicht mehr zum Vorschein kommen konnten. Und, wie die siebenarmigen Leuchter zeigen, strebte man dabei darnach, mit dem Toraschreine eine deutliche Erinnerung an den Jerusalemer Tempel zu verbinden.

Das mag genügen, um das Judentum zu kennzeichnen. Mit großer Treue hängt es an dem Tempel in Jerusalem und an dem Gesetzbuche, in dem der Tempel seine Ordnung findet. Darin liegt wohl eine tiefe Achtung vor dem Willen Gottes, aber zugleich eine gefährliche Starrheit. Eine warme, gefühlsmäßige Frömmigkeit hatte es nicht leicht, in diesen Schranken zu wachsen. Auch der freie, glückliche Sinn, der alle Hindernisse überwindet, um der ganzen Welt von seinem Gotte zu erzählen, war unter solchen Verhältnissen nicht leicht anzutreffen.

7. Bild. Das Heidentum.

Ein ganz anderes Bild tritt vor unsere Augen, wenn wir uns vom Judentum zum Heidentum wenden. Auf den ersten Blick gewahren wir da eine unendliche Mannigfaltigkeit, die uns schier verzweifeln läßt, wenn wir den Versuch machen wollen, uns in Kürze einen Überblick zu verschaffen. So viel ist klar: allgemein anerkannte Gesetze gibt es hier nur beschränkt und in verhältnismäßig kleinen Kreisen. Hier ist die Freiheit, die wir bei den Juden vergebens suchten. Aber auch das Heidentum im Römerreiche oder eine Richtung des Heidentums kam nicht zu dauerndem Siege. Wie erklärt sich das? Wir müssen es da einmal wagen, in das Chaos der heidnischen Religionen hinaufzusteigen und seine wesentlichen Richtungen zu beschreiben, vor allem die Richtungen, die im Gegensatz zum Christentum standen: denn diese müssen doch wohl den Ausschlag gegeben haben in dem Sinne, daß das Heidentum nicht durchdrang.

8. Bild. Naturdienst.

Da scheint mir zu allererst wichtig zu sein, daß die heidnischen Religionen fast alle aufs engste mit der Natur verknüpft sind. Ich rede hier nicht von Naturgefühl. Ueberall, wo lebendige Frömmigkeit herrscht, preist man die Schönheit der Natur und ehrt damit Gott, der die Natur geschaffen hat. Jesus sagt von den Lilien auf dem Felde, die doch nur Unkraut sind, daß Salomon in seiner Herrlichkeit nicht so schön gekleidet war, wie eine von ihnen. Aber niemals verwischt das Christentum (das hierin dem Judentum folgt) die Grenzlinie zwischen Natur und Gott. Gott wird nicht mit der Natur gleichgesetzt. Er wird nicht als Person in ihr Werden und Vergehen hineingezogen. Anders in den heidnischen Religionen.

9. Bild. Da verehren die Ägypter den Gott Osiris. Er ist der beliebteste ägyptische Gott der urchristlichen Zeit. Besonders unter dem Namen Sarapis zieht er durch alle Lande bis zu den fernen Grenzen des Römerreiches. Äußerlich kann man ihn für eine mit Jesus verwandte Gestalt halten (besonders der bekannte Christusleugner Arthur Drews hat diese Verwandtschaft betont). Auch Osiris stirbt und steht dann wieder auf. Und wie die Christen glauben, durch den auferstandenen Christus auch selbst aufzuerstehen, so glauben die frommen Ägypter, daß ihnen durch eine wunderbare Verbindung mit Osiris Unsterblichkeit zuteil wird. Dennoch gibt es hier gewaltige Unterschiede, die man nicht übersehen darf. Unser Bild, das nicht aus dem ältesten Ägypten, sondern aus der römischen Kaiserzeit stammt, kann uns den Tatbestand klar machen. So dachten sich die Ägypter die Auferstehung des Osiris. Der Gott liegt auf einer schlichten Bahre. Sie wird von 2 Hieroglyphen (altägypt. Schriftzeichen) getragen, die miteinander abwechseln: dem sog. Henkelkreuz, das „Leben“ bedeutet, und einem Szepter, das soviel wie „Gesundheit“ oder „Kraft“ heißt. Dadurch ist die Bedeutung der Szene sichergestellt: das Wiederlebendwerden, das Wiedergesundwerden des Osiris wird uns vorgeführt. Worin besteht die Auferstehung des Gottes? Darin, daß Blumen aus seinem Leibe herauswachsen. Dabei wird das Wachsen dieser Blumen ziemlich realistisch vorgestellt: ein Tempeldiener steht daneben und gießt die hervorprossenden Blumen. So ist Osiris nicht ein Herr der Natur, sondern die Natur selbst; genauer: er ist die Erde, wie er denn auch gelegentlich schlangenförmig vorgestellt wird (den Erdgöttern wird gern die Form der Schlange gegeben, die keine Beine hat und sich deshalb immer auf der Erde selbst bewegen muß).

10. Bild. Ähnlich steht es auch mit anderen Göttern. Der phönizische Gott Adonis erfreut sich besonderer Beliebtheit (auf den Wandbildern von Pompeji kommt er über ein Dutzend mal vor, ebensooft wohl auf Spiegeln, Vasen und Sarkophagen). Auch er ist ein sterbender und auferstehender Gott. Ihm zu Ehren pflanzen die Frauen die sog. Adonisdörner: Gefäße, oft zerbrochene Gefäße oder Scherben mit einer dünnen Erdschicht, in die man einige schnell aufgehende Samen sät. Die werden dann in die Sonne gebracht, wo sie wohl schnell aufsprossen, aber ebensovonnell verdorren. Das soll ein Bild von dem Schicksale des Gottes Adonis sein: so ist auch Adonis mit der Pflanzenwelt gleichgesetzt. Unsere Darstellung, eine attische Vase aus der Zeit um 400 vor Chr., führt uns diesen Adonisdienst vor. Auf der Leiter steht eine Frau, der der geflügelte Eros (Amor) gerade ein Adonisdörner reicht; sie will es die Leiter hinauf aufs Dach tragen, um es dort der Sonne auszusetzen. Am Fuße der Leiter steht ein weiteres Adonisdörner (diese Adonisdörner sind die oberen Hälften zweihenkliger großer Krüge, die man zu diesem Zwecke herumgedreht hat). Das Gefäß, das weiter rechts am Boden steht, ist ein Weihrauchgefäß. Zwei Frauen sind bei der heiligen Handlung zugegen.

11. Bild. Ein dritter unter den sterbenden und auferstehenden Göttern der alten Welt ist der phrygische Gott Attis. Auch er ist mit der Natur aufs engste verbunden, und zwar wird er mit einer Kiefer gleichgesetzt. Wir können sozusagen das ganze Leben dieses Gottes uns vergegenwärtigen an der Hand von römischen Spielmünzen aus der Zeit um 400 nach Chr. (den sog. Contorniaten). Zwei von diesen finden Sie hier nach Vorder- und Rückseite abgebildet. Beide Male schreitet der Gott, an der bekannten phrygischen Mütze und dem Krummstabe der Hirten kenntlich, durch einen Wald, der durch einzelne Bäume bezeichnet ist. Der Wald ist insbesondere dadurch als das eigentliche Herrschaftsgebiet des Gottes kenntlich gemacht, daß an den Bäumen eiserne Becken hängen, Musikgeräte, die im Gottesdienste des Attis eine Rolle spielen. (Die zweite Seite der Spielmünzen geht uns hier nichts an.)

12. Bild. Wieder in anderer Weise ist der persische Gott Mithra mit der Natur verbunden, der im dritten und vierten Jahrhundert nach Chr. auf dem Wege dazu war, eine durch das ganze Römerreich gehende Weltreligion zu begründen. Wir lernen die Art des Mithra an zwei Reliefs, die aus dem Mithraheiligtume von Hedderheim bei Frankfurt am Maine

stammen. Das eine Relief zeigt uns zunächst, riesengroß, wie Mithra in einer Höhle den Urstier tötet. Schon diese Szene bringt den Gott in Verbindung mit der Natur. Noch sicherer sind einige der kleinen Bilder zu deuten, die die Hauptdarstellung umgeben. Der Bogen über dem Rande der Höhle enthält die zwölf Tierkreisbilder: die Zeichen der Sterngruppen, durch die die Sonne im Laufe des Jahres ihren scheinbaren Weg nimmt. Noch enger scheinen die Beziehungen des Mithra zum Sonnengotte auf den beiden oberen Friesen der Darstellung. Auf dem zweiten (von oben, auf der rechten Hälfte neben der Mitte) sehen wir Mithra auf den Sonnengott zutreten (der eine Strahlentkrone auf dem Haupte trägt) und ihn freudig begrüßen. Der oberste Fries (in seiner linken Hälfte) redet eine noch klarere Sprache: hier grüßt Mithra den Sonnengott nicht nur, sondern steht anscheinend im Begriffe, den Wagen zu besteigen, auf dem der Sonnengott tagtäglich über den Himmel fährt.

13. Bild. Ein zweites Relief von Heddernheim knüpft an die Tötung des Urstiers durch Mithra an, die wir schon kennen. Der gefällte Stier liegt in der Höhle. Aber er ist nicht in jeder Beziehung tot. Munter springen die Tiere der Erde über die Höhle hin, die dem Blute des Urstiers entstammen. So können die engsten Beziehungen des Mithra zu verschiedenen Teilen der Natur nicht bestritten werden.

14. Bild. Man möchte meinen, bei dem hochgebildeten Volke der Griechen müßte sich ein vergeistigter Gottesbegriff durchgesetzt haben. Das gilt jedenfalls für die griechische Volksreligion nicht. Um nicht partiell zu erscheinen, wähle ich als Beleg zwei der beliebtesten Mysteriengotttheiten der Griechen, Dionysos (Bakchos) und Demeter, und versinnbildliche ihr Wesen an geläufigen Darstellungen der römischen Kaiserzeit, die man unbedenklich verwerten darf, wenn man das Heidentum der Zeit Jesu charakterisieren will. Zunächst Dionysos. Unser Terrakottarelieff zeigt etwas, das man die Geburt oder die Kindheit des Gottes Dionysos überschreiben darf. In der Mitte das göttliche Kind. Zu beiden Seiten knien seine Verehrer. Beide tragen metallene Musikinstrumente, mit denen sie den Gott erfreuen. Die linke Gestalt erhebt betend die rechte Hand. Und nun die Hauptsache: das Dionysoskind wächst aus dem traubentragenden Weine heraus. So ist es selbst ein Stück der Natur.

15. Bild. Für Demeter, die Göttin der eleusischen Mysterien, die sich im ganzen Reiche besonderen Rufes erfreuten, ver-

weise ich auf ein anderes Terrakottarelieff. Wir sehen nur die Büste der Gottheit. Aber sie wird durch das, was die Hände halten, eindeutig beschrieben. Die Schlangen bezeichnen Demeter, wie wir bereits gelernt haben, als eine Erdgöttin. Daß es sich um die fruchtbare Erde handelt, zeigen die Aehren an.

16. Bild. Der Tod des Gottes.

Die Naturhaftigkeit und Naturgebundenheit der alten Götter mag auf den ersten Blick etwas Reizvolles haben: wie oft haben die Dichter, noch in neuerer Zeit, diese Dinge verklart! Aber wer genauer zusieht, bemerkt bald bestimmte Schranken. Die Natur ist nicht nur gütig, sondern auch grausam. Mancherlei läßt sie zu Grunde gehen: und wer will sagen, wozu dieser Untergang dienlich ist? So wird sich dort, wo man Gottheit und Natur gleichsetzt, der Gedanke an sterbende Götter nicht vermeiden lassen. Wohl stehen sie dann wieder auf, wie ja in der Natur auch immer wieder neues Leben beginnt. Aber in dieser Gleichartigkeit des Schicksals von Gott und Natur erschöpft sich leicht der Sinn des betreffenden Gottesbegriffs. Er behält etwas Hartes, Unverständliches: er kommt über den Gedanken an ein blindes, unerbittliches Schicksal nicht hinaus. So bleibe hier jeder Gedanke an das Sterben und Auferstehen Jesu fern. Das ist etwas ganz anderes: nichts Naturhaftes (sich deshalb immer Wiederholendes); sondern ein Einmaliges, geschichtlich Bedingtes, etwas, das für die sittliche Geschichte der Menschheit Bedeutung hat und sofort die Vorstellungen von Sünde und Erlösung wachruft. So bleiben die heidnischen Mythen, die zunächst verwandt erscheinen, im Mythologischen stecken. Einige Beispiele.

17. Bild. Häufig sind die ägyptischen Darstellungen, die uns zeigen, wie Gott Osiris von seinen Schwestern Isis und Nephthys (von denen die eine, Isis, nach ägyptischer Sitte zugleich seine Gattin ist) auf der Totenbahre beklagt wird. Die lebhaften Gesten der beiden Frauen zeigen, daß es bei der Totenklage der Göttinnen ebenso laut zugeht, wie bei der auf Erden üblichen Totenklage (Mark. 5, 38).

18. Bild. Adonis' Tod wird gern auf Sarkophagen dargestellt, und zwar meist in einer Aufeinanderfolge von drei Szenen, bei denen sich die mythologische Art und der naturhaft grausame Charakter der Erzählung gar nicht verkennen läßt. Auf unserem Beispiele sehen wir links (erste Szene), wie Adonis (stehend, mit einer Lanze, deren unteres Stück

abgebrochen ist) von der thronenden Aphrodite Abschied nimmt, um auf die Jagd zu gehen: Aphrodite ist seine Geliebte. Die zweite Szene (ganz rechts) schildert den furchtbaren Unglücksfall auf der Jagd, der zu Adonis' Tod führen soll; ein Eber bringt Adonis zu Falle; weder seine Gefährten, noch die herbeieilende Aphrodite vermögen ihn zu retten. Die letzte Szene (in der Mitte) zeigt die Pflege des sterbenden Adonis: der Verwundete liegt neben Aphrodite; ein Freund hält die Wunde auf seinem Schenkel zu; ein kleiner Eros wäscht seinen Fuß in einem Becken.

19. Bild. Die letzte Szene, die Pflege des Adonis, erfreute sich besonderer Beliebtheit; sie wurde auf Wandbildern von Pompeji gern dargestellt. Unser Beispiel ist eines der größten und besterhaltenen pompejanischen Wandbilder überhaupt. Adonis' Augen brechen, während er in den Armen der Aphrodite ruht. Erosen sind um ihn bemüht: einer hält seinen Arm; einer verbindet seine Wunde. Links im Hintergrunde schaut trauernd die Gottheit des betreffenden Ortes zu. Man muß damit die christlichen Pietätdarstellungen vergleichen, um den Abstand der Religionen zu erkennen.

20. Bild. Ein letztes Beispiel hat für uns besonderen Wert, weil es den heidnischen Stadtgott der Heimat des Paulus betrifft: den Gott der Stadt Tarsos in Kilikien. Die Eingeborenen nannten ihn Sandon oder ähnlich, die Griechen Herakles (Herkules). Wir kennen diesen Gott von den Münzen der Stadt Tarsos. Da ist vor allen Dingen sein „schöner Scheiterhaufen“ zu sehen. Auf einem rechteckigen Unterbau, der mit Guirlanden verziert ist, erhebt sich eine Pyramide, in der das Bild des Gottes steht (eine aufrechte Gestalt auf dem Rücken eines wilden Tieres; so sind in dem alten Vorderasien die Gottheiten nicht selten abgebildet). Auf der Spitze der Pyramide thront der Adler, der Vogel der Apotheose, der Vergottung. Wenn wir die Darstellung recht verstehen, so bedeutet sie, daß die Mythologie auch in den Gottesdienst der sterbenden und auferstehenden Götter eindringt; man verbrennt das Götterbild an bestimmten Festtagen wirklich oder scheinbar, um auf diese Weise den Tod des Gottes nachzuahmen oder zu wiederholen.

21. Bild. Die Göttin neben dem Gotte.

Eine weitere Folge der Naturhaftigkeit der Heidengötter ist diese. Wohl bei allen Völkern der Erde spielt ursprünglich die Vorstellung von der „Mutter Erde“ eine bedeutsame Rolle;

vielleicht die am weitesten verbreitete und wirksamste Art, sich eine Naturgottheit vorzustellen. Wenn ein sterbender und auferstehender Gott als Bild der vergehenden und wachsenden Natur verehrt wird, so liegt es nahe, neben ihn eine niemals sterbende Gottheit, eine Erdgöttin zu stellen. Der eben geltend gemachte Gedankengang läßt dabei begreiflich erscheinen, daß die Göttin oft eine größere Bedeutung gewinnt, als der Gott: sie stirbt ja nicht. Diese Logik kann sich in der hellenistischen und römischen Zeit umso hemmungsloser entfalten, als damals das Ansehen der Frau in der Gesellschaft sich durchweg hob. Die Gefahr der Entwidlung, die an sich reich sein kann an dichterischen Werten, liegt darin, daß man sich so den Weg zu einer Vergeistigung des Gottesbegriffs und zum Monotheismus mehr oder minder verbaut.

22. Bild. Neben, ja über Osiris steht seine Gattin und Schwester Isis. Eine hoheitsvolle Erscheinung; ihrem Wesen nach weniger gekennzeichnet durch die Metallklapper (das Sistrum) in ihrer Rechten, als durch den Krug befruchtenden Nilwassers in ihrer Linken und die Mondscheibe mit den Lotosblumen über ihrer Stirne. Die Gestalt der Isis hat eine starke Vergeistigung durchgemacht: sie verschmilzt mit den verschiedensten anderen Gottheiten, Demeter, Aphrodite, Tyche usw. Aber, aus den angegebenen Gründen, kann dieser Weg nicht bis zum letzten Ende begangen werden.

23. Bild. Das ist schon deshalb ausgeschlossen, weil Isis in der ägyptischen Mythologie einen Sohn hat, wie sich das für die „Mutter Erde“ geziemt, und dieser Sohn in der Frömmigkeit eine ungeheure Rolle spielt; er heißt Horos oder Harpokrates. Unzählige Male wird er nachgebildet; die Ägypter sind überhaupt ein kinderliebes Volk gewesen. Kann sein, daß diese Isis mit dem Horoskinde eine künstlerische Vorlage der ersten christlichen Madonnenbilder war.

24. Bild. Ähnlich ist das Verhältnis zwischen dem sterbenden und auferstehenden Attis und seiner Geliebten, der Göttermutter Kybele. Kybele mit ihren Löwen ist die unversiegbliche Kraft der wilden Natur. Ein Benediger Weichrelief zeigt uns das gegenseitige Verhältnis von Kybele und Attis. Wir sind in einem Tempel. Durch die Türe rechts treten Andächtige ein, um den Gottheiten zu danken (betend erhebt die eine der beiden Frauen die rechte Hand). Als Gottheit ist Kybele (mit Mauerkrone, Metallbecken, Szepter und Löwen) zugegen; außerdem Attis (mit phrygischer Mütze, Hosen und Hirtenstab).

Beide Gottheiten sind gleich groß dargestellt, überragen also die kleinen Menschlein. Aber die Wendung der Gesichter zeigt, daß Kybele die Gebete der Gläubigen in Empfang nimmt, während Attis zur Seite steht.

25. Bild. Auch für Dionysos gilt das Gesagte: nur daß hier verschiedene Göttinnen als mehr oder minder mit dem Gotte gleichberechtigte Frauen auftreten: seine Mutter Semele, oder Ariadne, oder Demeter, alles Göttinnen, die mit der Erde in Verbindung stehen. Ich bringe als Beispiel einen der schönsten etruskischen Spiegel, der sich in Berlin befindet. Der Spiegel ist aus Metall; in ihm ist auf der Rückseite die feine Zeichnung eingeritzt, die Sie hier vor sich sehen. Uns betrifft nur die Gruppe rechts: der junge Dionysos beugt sich zu seiner Mutter Semele zurück. Die Zeichnung macht durch sich selbst klar, daß Semele neben Dionysos keine Nebenperson ist.

26. Bild. Die Magie.

Eine weitere Folge der Naturgebundenheit der Heidentümer liegt darin, daß hier der Boden besonders bereitet ist für die Magie. Ist der Gottesbegriff geistig, so wird der Fromme von selbst geneigt sein, sein Verhältnis zu Gott in geistiger Weise zu bestimmen. Ist der Gott irgendwie der Natur gleich, so versucht man ihn in derselben Weise durch magische Mittel zu beeinflussen, wie man die Natur zu beeinflussen sucht. Man beobachtet in der Natur, wie in gewissen Dingen eine geheimnisvolle, aber desto stärkere Macht wohnt; so denkt man sich nicht nur den Naturgott als eine Macht ähnlicher Art, sondern nimmt auch an, daß es verwandte Mächte gibt, die ihrerseits über die Natur und über den Gott Gewalt haben. Deshalb ist die Magie überall verbreitet, wo man die Gottheit mehr oder minder eng mit der Natur verbindet.

27. Bild. Am deutlichsten tritt die Magie dort zu Tage, wo man Amulette trägt oder verwendet. In der alten Welt galt gern Aegypten als die Heimat der Zauberei; sie war in der Tat dort besonders verbreitet. Auf unserem Bilde sehen Sie eine ganze Sammlung von ägyptischen Amuletten vor sich, wie sie teils von den Lebenden getragen, teils den Toten mitgegeben wurden. Da gibt es Köpfe des heiligen Horos, fallen, Tiere und Tiertheile anderer Art, Augenamulette, heilige Pfähle, Hentelkreuze (d. h. Lebenshieroglyphen, wie sie uns bereits auf dem Bilde von Osiris' Auferstehung entgegengetreten).

28. Bild. Selbstverständlich zeigt sich die magische Art der heidnischen Naturreligion gerade auch in dem Osiris-Jis-Kulte. Da ist schon das Aussehen der Jispriester lehrreich, wie es uns z. B. auf den Säulen eines römischen Jis-tempels vor Augen geführt wird. Die Priester, die auf merkwürdigen hölzernen Tritten stehen, sind durch eine Art Tonsur von anderen Menschen unterschieden: die Kopfhaare sind wegrasiert. Schon das wird irgend eine Zauberbedeutung haben. Dann tragen sie in ihren Händen eigentümliche Gefäße: über dem Baudge des Kruges erhebt sich links ein Menschenkopf, rechts ein Hundekopf; beide Köpfe sind von bekannten altägyptischen Kronen geziert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß durch die besondere Form des Gefäßes dem Inhalte irgend eine religiöse Bedeutung gegeben werden soll.

29. Bild. Daß wir mit dieser Deutung nicht in der Irre gehen, zeigt uns ein Wandbild aus dem vom Besuv einst verschütteten Herculaneum. Die kostbare Darstellung führt uns eine Szene aus dem Jisdienste vor. Im Hintergrunde der Tempel, von Palmen und Sphinxen zu beiden Seiten eingefast. Auf seiner Plattform handeln einige Priester und Priesterinnen. Unten stehen die Gläubigen zu beiden Seiten eines Altars, auf dem ein lustiges Feuer brennt. An verschiedenen Stellen machen sich Jbisse bemerkbar. Uns geht vor allem der weißgekleidete, lahmköpfige Mann an, der oben gerade vor der Türe des Tempels steht. Er hält mit verhüllten Händen (also in sehr ehrfürchtiger Weise) ein blinkendes goldenes Gefäß, hoch. Eine Art Elevation. Kein Zweifel, daß die Verehrung der Genkinde gerade diesem heiligen Gefäße gilt (man hat wohl mit Recht angenommen, daß das Wasser in dem Kruge mit dem Gotte Osiris gleichgesetzt ward).

30. Bild. Einen weiteren, sehr verbreiteten magischen Brauch verrät uns beispielsweise das in Rom befindliche Reliefbild einer Jisprozession. Voran schreitet die Jispriesterin, eine Uräuschlange an der linken Hand, ein Wassergefäß in der Rechten. Es folgt der lahmköpfige Vorlesepriester, der aus seiner Buchrolle einen heiligen Text vorträgt; der Prophet, der mit verhüllten Händen einen geweihten Krug hält; endlich eine Dienerin mit Metallklapper und Schöpfloßel. Ich bitte, auf die Tracht der voranschreitenden Jispriesterin zu achten: es ist die Tracht der Göttin Isis selbst. Sowohl der Kopfschmuck über der Stirne, als die Attribute in beiden Händen fordern diese Deutung. Und es gibt viele antike Belege dafür, daß der Gläubige oder wenigstens der Priester sich genau

so kleidet, wie sein Gott; das geht so weit, daß wir in vielen Fällen Bilder der Göttin Isis und Bilder ihrer Priesterinnen gar nicht auseinanderhalten können. Man meinte, daß man dadurch zum Gotte werden kann, daß man des Gottes Tracht anlegt (im Bilde hat Paulus an diesen Tatbestand erinnert, Gal. 3, 27).

31. Bild. Man könnte meinen, bei den Griechen seien derartig magische Gebräuche nicht oder weniger verbreitet gewesen. Das wäre ein Irrtum. Sie sehen hier eine rein griechische Darstellung vor sich: das (aufgerollte) Relief einer marmornen Ascheurne vom Esquiline, unsere beste Quelle für den Hergang bei der Einweihung in die eleusischen Mysterien. Das Ganze zerfällt in drei Szenen, die von rechts nach links betrachtet werden müssen. Die erste Szene (rechts) stellt ein einleitendes Opfer dar: ein Schwein wird dargebracht, Wein ausgegossen, eine Reihe Mohnköpfe in einer Schale gehalten. Insbesondere die letzteren, verbreitete Zeichen der Fruchtbarkeit, erinnern an magische Gedankengänge. Deutlich zeigen sich magische Elemente in der zweiten (mittleren) Szene. Der Einzuweihende sitzt hier auf einem niedrigen Sessel, den Kopf verhüllt, in der Linken eine nicht angezündete Fadel. Zu seinen Füßen ein Widderfell (das Widderhorn ist zu sehen). Hinter ihm steht eine Priesterin, die über seinem Kopfe ein Getreidesieb hält, ein übliches Bild der Reinheit: vielleicht, um es hin und her zu bewegen; vielleicht, um den Inhalt (Früchte) über dem Einzuweihenden auszuschütten. Hier ist alles magisch: die Verhüllung, die Fadel, das Widderfell, das Getreidesieb. Die Wirkung der Magie zeigt uns das dritte Bild (links): der Eingeweihte darf nun mit der heiligen Familie (der thronenden Demeter und ihrer neben ihr stehenden Tochter Kora) verkehren und mit ihrem heiligen Tiere, der Schlange, spielen.

32. Bild. In den Dionysosmysterien, die vielleicht noch verbreiteter waren, als die eleusischen, herrschen dieselben magischen Einweihungsformen. Als Beweis diene ein Terrakotta-relief aus der römischen Kaiserzeit. Der Einzuweihende steht gebückt mit verhülltem Haupte da. Von links naht ein Satyr, der ein schweres Getreidesieb hochhält: es ist mit Früchten und Badwerk gefüllt. Deutlich hat er die Absicht, es über dem Einzuweihenden auszuschütten. Die Priesterin, die dem Neulinge den Kopf verhüllt hält, will wohl im letzten Augenblicke zur Seite springen.

33. Bild. Um noch einen griechischen Beleg für die Verbreitung der Magie zu bringen, verweise ich auf den Kult des Heilgottes Asklepios. Hier, in Rekonstruktion, das berühmteste Heiligtum des Asklepios, bei Epidauros auf der Peloponnes gelegen. Sie gewahren in der Mitte den eigentlichen Tempel des Asklepios, der nicht sonderlich groß ist. Auffallend groß dagegen, im Verhältnis zu seinem Zwecke, ist der Rundbau links im Vordergrund: das Brunnenhaus. Wir müssen schließen, daß in den Wunderkuren, die der Gott vollbrachte, dieser heilige Brunnen eine besondere Rolle spielte. Das umfangreichste Gebäude des ganzen Tempelbezirkes ist aber die lange Halle, die Sie links im Hintergrunde sehen. Hier schloßen nachts die Gläubigen, bis ihnen der Gott im Traume erschien und ihnen wegen ihrer Kur und Genesung genaue Weisung zukommen ließ. So tritt das magische Element auch hier stark hervor.

34. Bild. Vielleicht am schärfsten zeigt sich die Magie in dem antiken Glauben an das Fortleben der Toten; er ist gerade in den so verbreiteten Religionen der sterbenden und auferstehenden Götter heimisch und wird in der Regel sehr realistisch gestaltet. Ich bringe ein paar Belege aus Ägypten, die besonders anschaulich sind; wir können aber ohne weiteres verwandte Züge auch in anderen Religionen, selbst in der der Griechen, nachweisen. In Ägypten ist es Sitte, dem Toten allerlei Figuren in das Grab zu legen, die in der anderen Welt für ihn arbeiten und ihn versorgen. Hier ein ganzer Zug solcher Diener und Dienerinnen. Sie tragen Brote, Krüge, Geflügel, Trühen mit Wäsche, kurz alles, was der Tote nur immer begehren kann. Der Gedanke ist: wenn man dem Toten Figuren dieser Art mitgibt, dann kann er keine Not in der anderen Welt leiden. Der Gedanke ist also magisch.

35. Bild. Natürlich war es eine kostspielige Sache, jedes Grab mit der nötigen Anzahl solcher Puppen auszustatten. Man versiel deshalb früh auf den Ausweg, die betreffenden Figuren in flachem Relief an der Wand des Grabes anzubringen. Indem auch dies als genügend zur Versorgung des Toten angesehen wurde, zeigt sich erst recht die magische Art der ganzen Vorstellung. Als Beispiel diene ein Relief aus dem Grabe des Ti in Sakkara. Ein großes Papyrusdickicht ist dargestellt. Oben hausen in ihm die Vögel, denen die Wildlagen nachstellen. Unten tummeln sich die Fische im Nile. Auf dem Wasser fährt der Tote selbst. Teils zu seinem Vergnügen: diese Fahrt bringt erwünschte Kühlung. Teils um der Ernährung willen:

seine Diener stehen nach Fischen. Beides, Nahrung und Nahrung, soll dem verstorbenen Ti offenbar durch diese Darstellung in seinem Grabe verschafft werden.

36. Bild. Noch einfacher und billiger war es, die Szenen, die man brauchte, einfach in Malerei (statt in dem mühsamen Relief) auf die Grabwand zu setzen. Von diesen altägyptischen Grabmalereien haben sich nicht wenige in wunderbarer Weise erhalten. Hier eine bemalte Grabwand aus Benihasan. Eine ganze Reihe Malereien dienen zur Ernährung des Toten. Auf dem großen Bilde links fängt er Vögel mit dem Bumerang. Auf dem Seitenstücke rechts sticht er erfolgreich nach Fischen. Ueber der Tür werden Vögel mit dem Netze gefangen, links unten in ähnlicher Weise Fische.

37. Bild. Die Ehre der Götter.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Ehre des Gottes leicht gefährdet ist, wo man in der angegebenen Weise von Gott denkt. Der Gott stirbt, wie die Menschen auch. Er wird, durch sein Zusammensein mit einer göttlichen Frau, in eine Mythologie verstrickt, die meist aus den Zeiten niedrigerer Kultur allerlei Vorstellungen mitschleppt, die den Späteren Anstoß geben. Und der Gott ist dem Zauber unterworfen, also sozusagen in der Gewalt des Menschen, der sich auf den Zauber versteht. Hier ist der Boden bereit für allerlei kritische, ja verächtliche Stimmen. Sie werden im Morgenlande freilich gehemmt durch den dort stark ausgebildeten Sinn für Zeremoniell. Aber in Griechenland spielt diese Sentiment nur eine geringe Rolle.

38. Bild. Den Beweis dafür liefern die unteritalischen Phlakenvasen aus der Zeit um 300 vor Chr. Hier sind Szenen aus Pöffen wiedergegeben, wie man sie damals auf dem Theater sah; da wurden Göttermynthen auf die Bühne gebracht, und den Göttern ging es dabei nicht gut. Das erste Beispiel zeigt uns den Götterkönig Zeus, wie er, mit einer Leiter, den Versuch macht, bei einer seiner Geliebten einzusteigen; sein Sohn Hermes leuchtet ihm dabei. Man muß besonders auf die Gesichtser und die Tracht achten, um die ganze groteske Komik dieses „religiösen“ Bildes zu empfinden.

39. Bild. Ein zweites Beispiel zeigt und (links) Zeus auf dem Throne. Herakles will ihm einen Opferfuchsen darbringen, zieht es aber im letzten Augenblicke vor, den Opferfuchsen selbst zu verzehren, während sein Begleiter dem Zeus die schuldige Ehre erweist. Röstlich ist der ohnmächtige Zorn des thronenden Zeus behandelt.

40. Bild. Ein drittes Beispiel zeigt uns anscheinend das Neueste, was das Griechentum in dieser Richtung gewagt hat. Allerdings handelt es sich dabei nicht um Zeus, sondern um den delphischen Apollon. Dieser ist auf das Dach seines Tempels geklettert, aus Furcht vor Herakles, der auf den Dreifuß (den heiligen Dreifuß!) gestiegen ist, um dem Apollon eine Schale Früchte zu opfern; aber seine Keule läßt in der Tat nichts Gutes ahnen. So rutscht Apollon auf dem Tempeldache immer weiter von Herakles weg; man darf vermuten, daß er demnächst in das deutlich zu erkennende Weihwasserbecken hinabstürzen wird.

41. Bild. Religion und Sittlichkeit.

Wir sind damit nahe an eine Frage von besonderer Bedeutung herangekommen: wie steht es bei den Heiden mit dem Verhältnisse zwischen Religion und Sittlichkeit? Gewiß sind Religion und Sittlichkeit zunächst verschiedene Größen. Aber sie müssen in eine engere Beziehung treten. Sonst leiden beide. Gerade das zuletzt Gezeigte weist darauf hin, daß hier eine bemerkenswerte Schranke des Heidentums liegt. Wir wollen freilich nicht ungerecht sein. Auch im Heidentume finden wir allerlei Hinweise auf die Pflicht des Frommen, sittlich zu leben.

42. Bild. Schon die altägyptische Osirisreligion enthält einen bedeutungsvollen Gerichtsgedanken: er wird besonders in den sog. Totenbüchern behandelt und illustriert, die man dem Verstorbenen mit ins Grab legt. Unser Bild zeigt, wie (links) Ani und seine Frau demütig zum Gerichte in der Unterwelt nahen. Ihr Herz wird auf der Wage gewogen; es liegt in der linken Wagschale, während die Feder in der rechten die Hieroglyphe „Wahrheit“ ist. Der hundsköpfige Götterdiener Anubis bedient kniend die Wage. Der ibisköpfige Gott Thot (rechts) protokolliert das Ergebnis. Hinter ihm sitzt der furchtbare Höllenhund. Am oberen Rande sind die Götter dargestellt, die den Richterspruch fällen. Die Texte sagen auch genau, was von dem Toten alles verlangt wird: die sittlichen Ansprüchen sind, im Vergleich zu der damals erreichten Kulturhöhe, keineswegs gering.

43. Bild. Auch den Griechen sind solche Gerichtsvorstellungen nicht fremd. Sie finden sich hier in der (mit der Dionysosreligion eng verbundene) Orphik, von der eine geradlinige Entwicklung bis zu Dante führt. Als Beispiel diene die berühmte Münchener Unterweltswase aus Canosa, ein unter-

italisches Meisterwerk aus der Zeit um 300 vor Chr. In der Mitte der Palastrasse der Unterwelt. In ihm thronen, mit dem Szepter, Hades (Pluton); neben ihm steht seine Gemahlin Kora. Links davon, in fremdartiger Tracht, Orpheus mit seinem Zitherspiele, der Prophet der dionysisch-bakchischen Religion. Die Bilder ganz oben rechts und links betreffen uns hier weniger. In der zweiten Reihe bemerken wir aber wichtige Darstellungen. Rechts die drei Richter der Unterwelt. Links ein Ehepaar mit einem Kinde, das ein Wägelchen hinter sich herzieht. Dies Ehepaar ist ein Sinnbild der in die orphischen Mysterien Eingeweihten: diese können getrost dem Gerichte in der Unterwelt entgegentreten. Wie die Bösen bestraft werden, zeigen Darstellungen der untersten Reihe: links Sisyphos, der, von der Erinys gepeitscht, vergebens versucht, einen Stein den Berg hinaufzuwälzen; rechts Tantalos, der von dem Felsen über ihm bedroht wird. (Die Szene unten in der Mitte, Hermes, Herakles mit dem Höllenhunde und eine Erinys, hängt mit dem Gerichtsbilde kaum zusammen.)

44. Bild. Als letzter Beleg diene ein Bild aus dem Kulte des Sabazios, eines kleinasiatischen Gottes, der mit Dionysos verwandt ist. In der römischen Prätentatulkatomben hat ein heidnischer Sabaziospriester Vincentius seine Gattin Bibia begraben. Der Platz ist mit vier lehrreichen Bildern geschmückt, deren eines eine Gerichtsszene bringt. Auf dem Tribunal thronen Zeus und Hera als Richter. Die drei Gestalten links vertreten offenbar die Anklage. Rechts naht die verstorbene Bibia, um Rechenschaft abzulegen; begleitet wird sie von Alkestis, der Mustergattin des griechischen Mythus, die offenbar der Bibia hilfreich zur Seite stehen soll.

So gibt es im Heidentume Verbindungslinien zwischen Religion und Sittlichkeit. Aber im Ganzen sind diese Linien nicht besonders sichtbar und verschwinden oft bei genauerem Zusehen fast ganz. Der Ägypter glaubt an das Totengericht im Reiche des Osiris. Aber diesem Gerichte kann er mit Hilfe der Magie das gewünschte Ergebnis geben. In den altägyptischen Mumien liegen steinerne Herzen mit der Aufschrift: „Mache meinen Namen nicht stinkend“. Bei den Gerichtsgedanken der Orphiker wird besonders darauf Gewicht gelegt, daß man die Mysterienweihe empfangen hat; sie genügt zum Erwerbe der ewigen Seligkeit. In der Sabaziosreligion ist ein gewisser jüdischer Einfluß wahrscheinlich. Aber wir können ganz unmittelbar den Nachweis führen, daß in den heidnischen Religionen die Sittlichkeit oft zu kurz kommt.

45. Bild. Hier ist vor allem darauf hinzuweisen, daß überall, wo die Dionysosreligion einen Einfluß ausübt (und das ist fast im ganzen Gebiete der alten Welt), der Zustand der Verzüdung als besonders wertvoll in religiöser Beziehung angesehen wird. Sie sehen hier eine Schale des Meisters Hieron, die die Bedeutung der Verzüdung für die Dionysosverehrer gut malt. Oben ein kleiner Altar, neben dem (links) ein schlichtes Bild des härtigen Dionysos steht: wohl einfach ein Pfahl, der mit Maske und Gewändern zu einem Götterbilde herausgeputzt ist. Eine Frau mit Doppelflöte macht die Musik zu der heiligen Handlung. Diese Flöte steht in dem Rufe, besonders aufregende Weisen hervorzubringen. So drehen sich denn die anderen Teilnehmerinnen der Feier in wildem Tanze. Besonders aus dem Wurfe der Gewänder kann man Schlüsse darauf ziehen, wie rasend sich die Frauen drehen: sie heißen ja auch die „Rasenden“, die Mänaden. Die eine wirft den Kopf in den Nacken, die andere läßt ihn vornüber fallen. Eine große Rolle spielt der Thyrsosstab: ein Stab (ursprünglich eine Staupe) mit allerhand Schmutz am oberen Ende. Dieser lange, oben schwere Stab begünstigt naturgemäß exzentrische Bewegungen. Eine der Mänaden (unteres Bild oben Mitte) hat mit der Hand ein kleines Reh ergriffen, das sie vermutlich auf der Stelle roh verzehren wird, um so den Gott der Natur in sich aufzunehmen.

46. Bild. Bilder dieser Mänaden sind ein dankbarer Gegenstand der griechischen Kunst gewesen. Amütige Bewegungen und einen schönen Fluß wallender Gewänder konnte man dabei darstellen. Hier ein römisches Relief, ein Stück einer runden Basis: eine Mänade, die nach wildem, drehendem Tanze eben anhält; mit dem Messer in der Rechten zerteilt sie das Tier des Waldes, dessen eine Hälfte sie in der Linken trägt.

47. Bild. Von Rundbildern war besonders die Mänade des Stopas berühmt, die sich wahrscheinlich in einer kleinen Marmorfigur des Albertinums in Dresden am getreuesten erhalten hat. So arg die Statue verlegt ist, so kann man doch auch aus dem Torso einen starken Eindruck von dem Meisterwerke empfangen. Aber eine Schranke der heidnischen Religion wird gerade aus diesen schönen Bildwerken klar: wo man die Verzüdung in der hier dargestellten Weise erstrebt, wird man wenig Sinn haben für die sittlichen Forderungen des Lebens.

48. Bild. Nur zwei Beispiele dafür, daß diese Ekstase auch außerhalb der Dionysosreligion geschäft ist. In die Kreise der attischen Verehrerinnen des Adonis führt uns das hier sicht-

bare Vasenbild hinein. Wie auf dem verwandten Bilde, das wir schon kennen lernten, steht eine Frau auf der Leiter; diesmal nicht um ein Adonisgärtchen aufs Dach zu tragen, sondern um Weihrauch zu opfern. Neben dieser Mittelszene gewahren wir aber sofort Dinge, die uns an das rauschende Treiben der Dionysosdienerinnen erinnern. Die eine der beiden sitzenden Frauen bläst die Doppelflöte. Eine andere, stehende (rechts von ihr) schlägt das Tamburin. Eine dritte (noch weiter rechts) lärmt mit Castagnetten. Und unter diesen Musikantinnen bemerken wir eine Tänzerin, die in derselben wilden Weise den Kopf zurückwirft, wie wir das mehrfach bei den Mänaden beobachteten.

49. Bild. Auf ähnliche Verhältnisse im Attistulte weist eine Pariser Terrakotte hin, die den Gott Attis oder einen seiner Priester darstellt. Auch er ist in einem Tanze begriffen, der den schon gezeigten ekstatischen Tänzen verwandt ist, wie ja auch schriftliche Quellen das Vorkommen derartiger Tänze in der Attisreligion bezeugen.

50. Bild. Die Tänze des Osiris-Sarapis-Isisdienstes sind vor kurzem in ein helles Licht gerückt worden durch ein in Ariccia gefundenes Relief, das Sie hier vor sich sehen. Es handelt sich um einen religiösen Tanz. Am oberen Rande sind Tempelanlagen dargestellt, in denen vor allem ein Standbild des heiligen Apistieres auffällt. Am unteren Rande sind Ibisse angebracht, die heiligen Vögel der Ägypter, die uns schon auf der Tempelszene aus Herkulaneum entgegentraten. Und nun die Mittelszene! Rechts ein Podium, auf dem ein wildes Lied gesungen wird (die Sänger klatschen sich selbst den Takt). Zu diesem Liede wird links unterhalb des Podiums ein Tanz aufgeführt, den man wegen seiner vielen absonderlichen Verrenkungen doch wohl nur als ekstatisch ansprechen darf.

51. Bild. So scheut denn die antike Kunst auch nicht davor zurück, die üblen Folgen der Verückung darzustellen. Nicht selten werden Satyrn, also göttliche Gefolgsleute des Gottes Dionysos, betrunken dargestellt. Hierher gehört dieses Bildwerk aus Neapel; neben dem taumelnden Satyr liegt bezeichnender Weise ein Weinschlauch.

52. Bild. Eine andere Wirkung der Ekstase zeigt ein Wandbild aus Pompeji: Mänaden, also Frauen, fallen über Pentheus her, einen Gegner der dionysischen Religion, und bereiten ihm den Tod.

53. Bild. Vielleicht am lehrreichsten in dieser Beziehung ist ein Terrakottarelieff der römischen Kaiserzeit. Sie erkennen

anscheinend das am Boden stehende Getreidesieb, das in den egyptischen und dionysischen Mysterien so verbreitete Einweihungsgerät. Auch in unserem Falle handelt es sich anscheinend um eine Art Einweihungsszene: die vor dem Getreidesieb kniende Frau hat wohl eben seinen Inhalt entkühlt. Aber der Künstler will offenbar hier eine Kritik der dionysischen Weihe geben. Rechts ist eine geflügelte olympische Gottheit dargestellt. Wir können ihr keinen bestimmten Namen geben. Aber diese Göttin ist offenbar wenig erbaut von dem, was sie sieht. Sie entflieht, ohne daß es der Knienden gelingt, sie festzuhalten. Und der Gestus ihrer Hand ist deutlich der Gestus des Abscheus. Man kann wohl diese Kritik nur auf die sittliche Minderwertigkeit der Sinnbilder beziehen, die in dem Getreidesiebe sichtbar werden.

54. Bild. Das Christentum.

Es ist nicht notwendig, das Ergebnis unseres Ganges durch die alten Religionen in vielen Worten auszudrücken. Sowohl im Judentume, wie im Heidentume finden wir eine ganz andere Welt, als bei den Christen. Und zwar eine Welt, die der christlichen unterlegen ist. Man kann verstehen, daß auch Judentum und Heidentum Missionskraft besaßen: das Judentum mit seiner Strenge und Gesetzmäßigkeit, das Heidentum mit seinem Naturgefühl und seiner reichen Anregung für alle Art Kunst. Aber als das Christentum auf dem Plane erschien, wurde die Propagandakraft der anderen Religionen immer schwächer. Ich versuche den Unterschied an einigen wenigen Denkmälern zu erläutern.

55. Bild. Beliebt sind im Heidentume Bilder des zither spielenden Orpheus, der mit seiner Musik die wilden Tiere bäsänftigt und zu paradiesischem Frieden zurückführt. Unser Bild gibt ein römisches Mosaik aus Palermo wieder.

56. Bild. Ganz ähnliche Bilder kommen auch im alten Christentume vor: auch Christus wird als Orpheus dargestellt (den Christen ist aus der messianischen Weissagung der Gedanke geläufig, daß der Christus den Frieden im Tierreiche wieder herstellen soll, Jes. 11, 1 ff.).

57. Bild. Aber für die Christen handelt es sich hier nur um eine Ueberrahme der äußeren Form. Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin verwahrt ein kleines christliches Schmuckstück, vielleicht aus dem 5. Jahrhundert. Es stellt einen gekreuzigten dar, über ihm Halbmond und 7 Sterne, daneben die

Beischrift „Orpheos Bakkilos“, d. h. „bakkischer Orpheus“. Von einer Kreuzigung des Orpheus weiß kein Heide zu erzählen. Das Bild ist als solches christlich. Wenn man neben den Gekreuzigten den Namen des Orpheus schreibt, so kann das nur einen Sinn haben: der Gekreuzigte ist ein vollgültiger Ersatz für den bakkischen (d. h. dionysischen) Propheten Orpheus; ja, er überbietet ihn.

58. Bild. So fehlen denn unter den Denkmälern auch nicht solche, an denen der Gegensatz heidnischen und christlichen Wesens deutlich wird. Ich bringe einen derartigen Gegensatz. Zunächst ein heidnisches Bild von den Gesilden der Seligen; es stammt aus der römischen Prätextatcatakombe, aus der Gruft des Vincentius und seiner Gattin Vibia, die wir schon kennen; das Denkmal gehört zur Sabaziosreligion. Links wird die verstorbene Vibia eben, nach bestandnem Gerichte, von einem guten Engel (angelus bonus) in das Elysion eingeführt. Die Seligen sitzen zum Teil beim fröhlichen Male; zum Teil pflücken sie Blumen.

59. Bild. Damit vergleiche man nun das christliche Paradies, wie es ebenfalls auf einem römischen Katakombenbilde zur Anschauung kommt. Die Christen kennen auch das weit verbreitete Bild vom Mahle der Seligen. Aber sie vermeiden es fast regelmäßig, dies Bild irgendwie sinnlich auszudeuten. So sind auf dem christlichen Paradiesbilde zwar Bäume dargestellt, um die landschaftliche Schönheit der anderen Welt zu malen. Aber die seligen Christen sind in keine engere Verbindung mit der Natur gebracht: sie beten.

(In obigen Ausführungen ist eine reiche Literatur dankbar benutzt. Sie einzeln anzuführen, hielt ich nicht für angebracht, da nur den wenigsten Benutzern dieses Textes die Literatur bequem zugänglich sein dürfte.)

Prof. D. Dr. Leipoldt.